

# Im Stemmbogen zum Erwachsensein

Das Skilager, einst ein wichtiger Meilenstein jeder Schweizer Adoleszenz, verliert rapide an Popularität. Ein Blick zurück auf SKA-Mützen, Flaschenspiele und Rendez-vous im Skikeller. Von *Carole Koch*

Es war ein furchtbarer Moment. Für die einen. Die anderen hingegen fanden es eben genau dann am aller schönsten: wenn die winkenden Eltern auf dem Dorfplatz kleiner wurden und kleiner, um dann ganz aus dem Sichtfeld zu verschwinden. Man im Car sass, neben der besten Freundin, mit Gummieren im Schoss und der hüpfenden Musik des Mix-Tapes in den Ohren, das dem Chauffeur vor der Abfahrt aufgedrängt worden war. Und so rollte man davon. Weg von daheim, dem Schulzimmer und dem Alltag. Immer den weissen Gipfeln entgegen, Richtung Schnee und Freiheit, ins Skilager.

Auch jetzt ist es so weit. Wie alle Jahre wieder. Während aber 2001 noch 3064 J+S-Schneesportlager durchgeführt wurden, waren es letztes Jahr nur noch 2012. Tendenz sinkend. Weil es heute eben nicht mehr so ist, dass alles Ski fährt. So wollen oder können viele Eltern ihre Kinder gar nicht mehr anmelden. Was insbesondere damit zu tun hat, dass Skifahren eine teure Sache ist. Und der Aufwand gigantisch, Anfänger eben einmal für eine Woche Lagerspass auszurüsten, geschweige denn, ihnen so etwas wie einen Stemmbogen beizubringen. Davon abgesehen: Lehrer haben heute ja schon daheim alle Hände voll zu tun, einen Kinderhaufen zu disziplinieren. Wie soll denn das im Lager gehen? So stirbt das Skilager so langsam und leise, wie die Flocken vom Himmel fallen. Schade.

## Die grosse Freiheit

Denn Skilager, das war Abenteuer. Ein einziges Fest, sechs Tage die Woche, 24 Stunden pro Tag. So jedenfalls fühlte sich das in Zeiten an, in denen die Interrail-Ferien, noch in unerreichbarer Ferne lagen. Weil man eben, so sahen das zumindest die Eltern, noch zu klein war. Aber eben doch gross genug, um die Pyjama-Party mit dem «Tanz der Vampire»-Video nicht mehr schaurig aufregend zu finden. Man wollte mehr. Grosse weite Welt zum Beispiel. Und die hiess Skilager Bürglen, Grächen oder Wildhaus. Da konnte man klein sein und doch ganz gross, weg von daheim, zum ersten Mal. Mit dem Lehrer zwar. Aber immerhin.

Natürlich hatten die Berge damals

noch nichts Hypnotisches oder Erdenendes. Und man fand es auch nicht schön, den Schnee zu hören. Schön war es, so lustig zu sein, wie es pubertäre Menschen eben so sind, wenn sie sich auf allen möglichen Experimentierfeldern des Miteinanders erproben und dabei um Liebe, Ruhm und Ehre kämpfen. Auf der Piste ging das so: Man schlängelte nicht nur hinter dem Lehrer die Hänge hinab, sondern stäubte sich beim Anhalten auch in Schneewolken ein, machte sich mit den Stöcken die Bindungen auf, warf SKA-Mützen und allerlei anderes vom Sessel hinab oder, oops, fiel schon wieder aus dem Lift, kaum hatte das Mannli mit der Pfeife den Bügel vom Himmel geholt.

Noch schöner wurde es, wenn man mit roten Backen zurück war im Lagerhaus und es so richtig losgehen konnte. Im Grunde waren im Skilager ja die Nächte das Spannende, in denen die Hormone zu tanzen begannen, weil die Buben zum Flaschen-Drehen zu den Mädchen huschten und die Mädchen zu den Buben und dann die Leiter zu den Buben und dann wieder zu den Mädchen. So wurden die Nächte zu Tagen und mit der Zeit alles Grauzone und Matschbirne, was in der Regel seinen dramatischen Höhepunkt darin fand, dass irgendjemand heimgeschickt wurde. Und es erst Revolten gab, dann Tränen.

Aber da war er ja auch schon wieder, der nächste Abend. Oder besser: die Abendunterhaltung. Und die Freude wieder gross. Beim «Reise nach Jerusalem»-Spielen zum Beispiel, wenn man mit vollem Älplermagronen-Bauch herumhoppelte und sich ganz schnell auf einen der wenigen freien Stühle setzte, wenn Michael Jackson plötzlich nicht mehr aus dem Kassettengerät scheperte. Oder später dann, an der Disco, also beim Slow-Tanzen, als man aneinander hing und steif wie die Mumien durch den hell erleuchteten Raum wankte. Mit ein bisschen Glück hing man vielleicht sogar am Schwarm aus der oberen Klasse fest, den man bis jetzt ja nur in der Phantasie kannte. Und hatte man noch mehr Glück, wurde aus dem Schwarm der Lager-Schatz, mit dem man sich nachts im Skikeller traf, wo es nach Wachs roch und eigentlich viel zu kalt war für die

ersten verwirrenden Annäherungsversuche.

## Vom Koller im Lager

Natürlich, dem einen oder anderen konnte das alles ein bisschen zu viel des Guten werden. Schliesslich war das Skilager ja auch ein Minenfeld der sozialen Interaktion. Es gab Gemeinheiten. Es gab Streit. Es gab gebrochene Herzen. So konnte es durchaus vorkommen, dass man sich auf einmal in einem Zustand der inneren Isolation wiederfand und plötzlich alles ganz schlimm fand, was eben noch so Spass gemacht hatte: die Nähe, das Teilen, das Herdenverhalten, den Schwarm, die Minustemperaturen, den Muskelkater, das Massenlager. Lagerkoller hiess diese Krankheit. Heimweh im Extremfall. Aber auch das hatte ja etwas Gutes. So merkte man doch, dass es daheim im Grunde doch ganz nett ist.